

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 7

Artikel: Das Wunder
Autor: Tasnády, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-161255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf alle Fälle, daß Du Deine neuartigen Gedanken nicht (offen) vorträgst, sondern Dich äußerlich an die alten Prinzipien hältst. Du sollst Dich damit begnügen, zu den alten neue Argumente hinzuzufügen; dies kann Dir niemand übelnehmen; und diejenigen, die Deine Argumente verstehen, werden von sich aus darauf schließen können, was Du ihnen klarmachen wolltest» (Correspondance, Bd. 5).

Das Wunder

THOMAS TASNÁDY

Als die Soldaten der sowjetischen Armee das letzte in deutscher Hand befindliche Bollwerk, die Ofener Burg, belagerten, war der Ritter Zeno Kopunovich ein sechsundsiebzigjähriger Mann mit schlohweißem Haar. Der Ritter, einst König der mitteleuropäischen Zauberkünstler, wohnte in einem altertümlichen Haus der Straße, die sich am Fuße der Burg entlangzog. Außer ihm hatte das Haus noch sieben Bewohner: einen Professor der Medizin und seine Frau, einen zurückgetretenen Minister, einen ehemaligen Obergespan mit seiner Tochter, einen Rechnungsrat und den Hausbesorger, der die rauhen Steinfließen des Ganges wusch, ohne daß man es jemals bemerkte, und täglich den Müll verschwinden ließ.

Weihnachten 1944 feierte noch jeder Bewohner oben. Der Hausbesorger ging mit Glückwunschschreiben von einem zum anderen und am nächsten Tag händigte er den Bewohnern einige Zeilen des ehemaligen Ministers aus, mit denen dieser «als der nach seinem Amt Ranghöchste und somit für das Schicksal des Hauses in erster Linie Verantwortliche» zu einem Glas friedensmäßigen Weines und einer Erörterung der Situation einlud.

Der ehemalige Obergespan zog bei dieser Gelegenheit seine Husarenoffiziersuniform an und der einstige Minister stellte jenes Bild auf die Schreibtischkante, auf dem er anlässlich seiner Abdankung mit dem Reichsverweser einen Händedruck tauschte. Auf den Gesichtern malten sich die Zeichen der Angst. Der Professor der Medizin war schwarz gekleidet, die Zigarre zitterte zwischen seinen fleischigen Fingern, der Rechnungsrat hatte sein Gesicht mit Reispuder betupft, um den Schweiß auf seiner geröteten, von Adern durch-

zogenen Haut zu verbergen, der ehemalige Obergespan ließ in einem fort seinen Pfeifenreiniger fallen und nahm ihn mit immer verlegeneren Bewegungen wieder auf. Der Minister schenkte den Wein ein, prostete seinen Gästen schweigend zu, setzte sich und fing zu sprechen an.

Es sei eine vollendete Tatsache, daß man in den Keller übersiedeln müsse, obwohl die Hausmauern einen guten Kugelfang bildeten und das Dach viel aushalte. Die weiten Kellerräume sollten nach Billigkeit aufgeteilt werden; für seinen Teil bitte er lediglich darum, daß er sich mit Rücksicht auf seine kranke Frau in das hinterste Kellerabteil zurückziehen dürfe, das ein Fenster besitzt — er hoffe, daß die geschätzten Hausbewohner keinen Einwand dagegen erheben würden.

Die übrigen nickten zustimmend, spülten den letzten Tropfen Wein hinunter, hüllten sich in Tabakqualm und warteten, daß irgend jemand das beharrliche Schweigen breche.

Wenn nur die Engländer kämen... — seufzte die Frau des Arztes. Mit denen könnten wir uns wenigstens verständigen.

Das ist nicht sicher — ließ sich der Rechnungsrat vernehmen. Ich habe vor 15 Jahren mit einer Delegation Wales bereist und der dortige Dialekt war mir so unverständlich wie Chinesisch, und das, obwohl ich wirklich Englisch kann und bei einem hervorragenden Lehrer gelernt habe — blickte er selbstgefällig um sich.

Also die kommen sicher nicht — sagte der Obergespan. Diesen Krieg haben wir scheußlich verloren. So kommt es, wenn ein Volk nicht auf sein Heer, sondern auf einen Anstreicher hört. Schweigen senkte sich herab, die Sessel knackten unter den beunruhigten Gästen. Ein marktschreierischer Schmierer! — brach die Gattin des Medizinprofessors die Stille. Ich erinnere mich an ein Bild, das ihn neben Hindenburg zeigt, als ob er sein Putzer gewesen wäre. Ein ganz gewöhnlicher, marktschreierischer Schmierer — wiederholte sie mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. Leider ist das jetzt ganz gleichgültig — sagte der Arzt. Es ist alles eins, wenn ich nur wenigstens mit diesen Russen sprechen könnte. Sie blickten einander an, die Gattin des Arztes stieß mit den Gläsern an und seufzte.

Ich habe Tolstoi gelesen — warf die Tochter des Obergespans leise ein. In Übersetzung! — fuhr sie der Vater zornig an. Auf Ungarisch! Halte dieses Buch nur dem Russen unter die Nase, er wird nicht einmal wissen, was das ist, die schreiben doch mit cyrillischen Buchstaben.

Schlimm genug — meinte der Minister. Die Engländer würden wenigstens wissen, wie sie sich einem Gentleman gegenüber verhalten sollen, selbst wenn er ein Feind ist. Aber die werden uns das Haus zusammenschlagen.

Ich kann Russisch — ließ sich plötzlich der Ritter vernehmen. Alle wandten sich ihm zu und in den Augen des Rechnungsrates schimmerte der Neid. Der Ritter erhob sich aus seinem tiefen Armsessel, in dem er sich bisher wortlos

vergraben hatte, trat mit seinem Glas zum Eßisch und goß sich die letzten Tropfen Weines ein. Ich war zwei Jahre in Rußland — sagte er, maß die Gäste der Reihe nach mit seinem Blick, richtete seine Krawatte und leerte das Glas. Und ich kenne die Russen gut — setzte er fort. Es sind impulsive Naturen; auch wenn sie dahinvegetieren, tun sie es noch mit Leidenschaft. Manchmal allerdings schlafen ihre Impulse, deshalb sind sie dann so jäh und zerstörerisch, wenn etwas sie aufrüttelt.

Er stellte sein Glas weg und lehnte sich gegen den Schreibtisch des Ministers. Wann hielten Sie sich dort auf? erkundigte sich der Minister — 1916 bis 1917. Der Zar hielt sehr viel von meiner Kunst. Er wollte sogar insgeheim von mir lernen — schmunzelte der Zauberkünstler.

Erlebten Sie die Revolution? — fragte der Arzt.

Ja. Es war entsetzlich. Blut und Wildheit. Ich konnte knapp entkommen.

Haben Sie nicht seither Russisch vergessen? — unterbrach ihn die Obergespanstochter. Nein — erwiderte der Ritter. Ich vergesse kaum etwas, weder Sprachen noch meine Kunst. Immerhin bin ich schon zwanzig Jahre nicht mehr aufgetreten und zehn Jahre lang unterrichtete ich nicht mehr.

Der Minister erhob sich. Ich freue mich sehr — sagte er und streckte ihm die Hand hin. Ich war bereits um das Schicksal dieses Hauses besorgt.

Ich werde schon mit ihnen reden — wiederholte der Ritter, er verbeugte sich, klopfte verstreute Aschenreste von seinem Rock ab und entfernte sich. Ein echter Kavalier — bemerkte die Gattin des Medizinprofessors, als sich die Tür hinter ihm schloß. Und wie seltsam, daß gerade er Russisch spricht.

Der Ritter kann sehr viel, er ist nur nicht gesprächig — sagte der Rechnungsrat. Ich war einmal bei ihm, die Wände jedes einzelnen Zimmers waren mit Büchern umstellt.

Es muß interessant sein, Russisch zu können — bemerkte der Minister und strich über sein schütteres Haar hinweg. Er wird sich schon mit ihnen verständigen.

Die selbstsichere Sprache des Ritters hatte die fiebrige Angst der Gesellschaft mit einem Schlag weggewischt. Die geflüsterten Schreckensnachrichten über angezündete Häuser, ausgeraubte Wohnungen und mißbrauchte Frauen hatten sich in wenigen Augenblicken in ihren Gedanken aufgelöst. An diesem Abend schliefen sie, zum ersten Male in diesen Wochen der Bedrängnis, wirklich beruhigt ein.

In den folgenden Tagen wurde das Haus von drei Treffern in Mitleidschaft gezogen. Das eine Geschoß riß den Dachfirst und die Ziegelschuppen ab, die anderen zerschlugen den Kamin und verwandelten den Trockenboden in einen armseligen, staubigen Trümmerhaufen. Die Bewohner begannen fieberhaft zu packen. Zunächst versuchten sie, ihre nützlichen Besitztümer in voller Ordnung in den mit Beschlägen umgebenen Schiffskoffern und in schwer zu öffnenden, riemenbewährten Ledertaschen zu verstauen; aber

immer neue und neue Sachen, Erinnerungsstücke längst vergessener Herkunft, Schleifen, Münzen, Andenkenkrügel und Briefe quollen aus den nervös aufgerissenen Laden heraus — die Bewohner wühlten versonnen und mit kindlicher Freude in den unübersehbaren, bunten Haufen von Krims-Krams.

In dem Augenblick traf ein neuerlicher Einschlag die Stirnfront des Hauses. Die bleierne Stille nach der Explosion wurde von dem Klirren des herabstürzenden Bodenfensters zerschnitten. Die trödelnden, verspielten Hände erzitterten, der ehemalige Obergespan warf seine Auszeichnungen mit einer einzigen Bewegung in den Koffer, der Medizinprofessor fiel gegen seinen weißen Medikamentenschrank und seine Frau wäre fast an einem unterdrückten Schrei erstickt, bei dem sie minutenlang keine Luft bekam.

Das Haus wurde lebendig, auf dem Gang konnte man das Poltern der in die Koffer geschütteten Habseligkeiten vernehmen, alsbald sprangen die Türen auf und auf den Schwellen der Wohnungen häuften sich die zur Rettung bereitgestellten Gepäckstücke. Jetzt sahen die Bewohner einander zum ersten Male wieder an, ließen dann ihre Blicke hilflos über die Sachen schweifen, deren Masse lähmende Gewalt über sie zu gewinnen schien.

Meine Damen und Herren, es wird gar keine Schwierigkeiten geben — erklang die Stimme des Ritters im Stiegenhaus. Zuerst werden wir das Gepäck der Bewohner der obersten Stockwerke hinuntertragen, dort ist die Einschlagsgefahr am größten.

Er kam in den zweiten Stock hinauf, hinter ihm der Hausmeister und zwei unbekannte Gestalten. Der eine, ein muskulöser, untersetzter Kraftmensch, griff im Handumdrehen einige Koffer auf, klemmte eine weiche Ledertasche unter seinen Arm und trabte bereits kellerwärts. Sein Gefährte, ein bulliges Individuum im Overall, lehnte sich an das Treppengeländer, kramte aus seiner Tasche eine Zigarette und Streichhölzer hervor, paffte einige Male und sah die Bewohner an. Pro Stock zwanzig Pengö — sagte er und ließ den Rauch aus Mund und Nase heraus. Da hinein . . . — fügte er hinzu und legte seine Kappe auf den Eckpfeiler des breiten Steingeländers.

Das kriegen Sie schon von mir, jetzt aber los — trat der Richter vor ihn hin. Der Bullige wandte sich um. Das ist was anderes. Vorsichtig staubte er die Glut seiner Zigarette ab, drückte sie aus und steckte den Stummel in die Tasche. Das ist was anderes, also gehen wir. Er belud sich und wandte sich den Hausbewohnern zu. Haben Sie keine Angst, es hat keinen Sinn, ich wurde in Szolnok so ausgebombt, daß mir nur dieser Fetzen geblieben ist und trotzdem lebe ich. Man braucht nicht zu erschrecken. Er begann einen Marsch zu pfeifen und die Stiegen hinabzustapfen. Hauptsache ist, daß wir leben — rief er vom Treppenabsatz zurück.

Im Keller erlebten sie grauenvolle Tage. Auf die Gegend trommelte ein pausenloser Feuerregen. Die Bewohner sanken erstarrt auf ihren Stühlen zusammen, halb ohnmächtig, leblos, ausgehöhlt; sie kamen nur zu sich, wenn

für einige Sekunden Stille eintrat; dann blickten sie einander an, tranken einen Schluck Wasser, richteten den Docht der Petroleumlampe, lockerten ihr Halstuch und ihre Blicke blieben an der Kellerwölbung hängen, als hätten sie erwartet, daß die Decke jeden Augenblick einbräche.

Am sechsten Tage ihrer Gefangenschaft barst der Haupthahn und sie konnten künftighin nur mehr tropfenweise zu Wasser kommen. Zwischendurch drangen immer wieder blutige, verschmutzte SS-Soldaten in den Keller ein und verlangten mit rauher Stimme nach Juden, Deserteuren und Getränken. Einmal trieben sie sämtliche Männer hinaus und ließen sie vor dem Haus eine bewegliche Tankfalle errichten. Ein anderes Mal brachten sie einen sterbenden Offizier in den Keller.

Der Medizinprofessor nahm die Lampe von der Wand, ergriff seine Tasche und trat neben den Schwerverwundeten. Das ist ein Unsinn — röchelte der Deutsche. Ein Wahnsinn ist das Ganze ... ein Wahnsinn ... — und sein Gesicht wurde weiß wie Kalk. Ich will allein krepieren! — brüllte der Offizier mit fiebriger Kraft. Oder ich schieß Dich nieder — griff er nach seiner Pistole.

Der Arzt taumelte zurück, sah den jungen Mann lange an, seufzte und tastete sich wieder zu seinem Platz.

Nach einer Stunde starb der Deutsche. Seinen Leichnam zogen zwei zufällig hereingeratene SS-Leute auf den Hof und stießen minenzersiebte Erde darüber. «Sind hier keine Juden?» ließ der eine von ihnen seine Maschinenpistole die Gesichter der Kellerbewohner entlangstreichen. «Sind keine hier?» «Keine» stammelte der Minister. Die beiden SS-Leute stürmten hinaus.

In den folgenden Stunden wurde das Feuer immer heftiger. Die Mauern des Kellers hatten sich bereits an das Erzittern gewöhnt, lediglich auf dem Kalkewurf bildete sich dann und wann ein Fleck. Die Luft wurde stickig und legte sich wie ein dauernder Druck auf die Gefangenen des Schutzraumes.

Um die Doppelmauer des betonierten Notausganges knatterten die Kugeln. Die Hausbewohner sprachen kaum, ihre Lippen waren aufgesprungen, die Augen registrierten müde den grauen Steinboden. Die beiden Frauen seufzten manchmal auf, der Obergespan blickte sie ergrimmt an und zog sich die Kaputze seines Mantels über den Kopf. Das Ohr der Menschen nahm das ständige Dröhnen nicht mehr auf, nur ihre schlaff herabhängenden Beine lebten, und die Kälte kroch immer erbarmungsloser an ihnen hoch.

Eine Granate explodierte neben der Hausmauer. Während die Detonation verebbte, breitete sich fühlbar die Stille aus: in einem solchen Augenblick spürt man sogar den auf kleinstem Raum vorhandenen Frieden. Die Wand gewann plötzlich ihre Farbe zurück, die alten Sprünge wurden sichtbar, die dumpfe Luft schlug den Bewohnern ins Antlitz; sie tasteten sich empor und sahen befremdet um sich.

Wir sind im toten Winkel — sagte der Ritter. Wir sind im Niemandsland.

Was wird nun? — flüsterte die Obergespanstochter.

Krepieren werden wir — antwortete ihr Vater.

Schrecklich — jammerte die Gattin des Medizinprofessors und lehnte sich an die Brust ihres Mannes. — Versteck mich irgendwo . . .

Sie blickten einander hilflos an, der Rechnungsrat huschte mit hastigen Schritten zur Lampe und drehte am Docht. Was wird nun? — wandte er sich an den Ritter.

Entweder die Deutschen kommen zurück, oder die Russen kommen herein. Er nahm das umflochtene Glas und machte einige Schlucke. Die lähmende Stille wollte nicht abbrechen. Entfernte Schüsse schienen wie aus der Erinnerung der Kellerbewohner aufzusteigen. Der Ritter zog seine Strickhaube über den Kopf, ging unschlüssig auf und ab, dann öffnete er die Betontür des Notausganges, reckte sich empor und sah hinaus.

Es ist still — schloß er die Betontür. Völlig still.

Niemand sprach. Der Lampenschein erhellte bleiche, bekümmerte Gesichter, die Augen blinzelten müde. In dem Augenblick knallten Stiefelabsätze auf der Kellerstiege. Die Bewohner klammerten sich am Rand der Stühle fest; der Ritter reckte sich und trat einen Schritt vor.

In der Kellertür tauchten zwei russische Soldaten auf, sie trugen quergesteppte Wattemäntel, ihre Gesichter waren stoppelig, Stiefel und Kleider verschmutzt, in den Händen blinkte eine Maschinenpistole.

Njemetzki? — fragte der eine. Es war ein blonder, gutgewachsener Bauernbursche mit vollem Mund und breiter Nase, auf seinem Antlitz dunkelte ein eingetrockneter Blutfleck. Er ging den Vorraum des Kellers mit schußbereiter Waffe entlang, sein Gefährte, ein brauner, lederhäutiger Mann, durchsuchte den Nebengang.

Zdravstvujtje! — grüßte sie der Ritter. Deutsche? — wiederholte der Blonde. Sind keine da — antwortete der Ritter. Sie sahen einander an. Der Ritter spürte in seinem Rücken die Blicke der Bewohner, dann und wann krachte ein Stuhl und der Medizinprofessor räusperte sich verschleimt. Hier ist kein einziger Deutscher, sie sind davongelaufen — setzte der Ritter fort.

Die beiden Russen standen ungläubig da, der Blonde griff in sein Gesicht und betastete seine Wunde, sein Gefährte begab sich unter die erstarrten Kellerbewohner und begann mit dem Lauf seiner Maschinenpistole die Decken zu durchstöbern.

Wü karoschije judji, Ihr seid gute Leute — sagte der Ritter und griff in die Umhangtasche des Russen. Der Soldat sprang zurück und richtete die Waffe auf ihn, aber seine Mienen besänftigten sich plötzlich. In der Hand des Ritters leuchtete eine weiße Blume. Da! — sagte er.

Der Russe stutzte, immer noch mißtrauisch, aber der Ritter ließ ihm keine Zeit. Er zog unter dem Leibriemen, unter der Achsel des Blondens immer

neue und neue Blumen hervor, hielt sie dem Soldaten vor die Augen und warf sie in eine Ecke. Das Antlitz des Bauernburschen heiterte sich auf, er drehte sich hin und her und bot dem Ritter der Reihe nach seine Taschen und den Brotbeutel an. Die Blumen sprangen und öffneten sich vor seinen Augen und in seiner Erinnerung tauchte ein Wort auf: Wunder. Zehn Jahre vor dem Krieg hatte er dieses Wort vom Großvater gehört. Es habe einst eine Dürre geherrscht und durch Gebete sei eine Quelle aus dem Sand entsprungen, erzählte damals der Alte. Ein Wunder war geschehen, ein Wunder, wiederholte der Großvater das verbotene Wort. Seither hatte er es nie mehr mit solcher Gewißheit aussprechen gehört; als Wirklichkeit tauchte es nun zum ersten Male vor ihm auf.

Der Ritter griff unter den Mantel des Soldaten und zauberte eine gelbe Blume hervor. Der Russe sah neugierig zu und als der Ritter sie wegwerfen wollte, hielt er seine Hand zurück — Krassnjj — sagte er. Eine rote. Kannst Du das auch?

Der Ritter antwortete nicht, beugte sich zum Stiefelschaft des Russen hinab, richtete sich wieder auf und wies auf den Fuß des Soldaten.

Ein Wunder — sagte der Russe. Er zog die Blume heraus, betrachtete sie und zeigte sie einem Kameraden, der sich inzwischen zu ihnen gestellt hatte.

Gib sie her — sagte der lederhäutige Russe. Der Blonde grinste, entzog sie ihm und warf sie zu den übrigen Blumen. Eine gelbe — verlangte er. Der Ritter bewegte sich langsam, er mußte sparsam sein, sein Vorrat begann dahinzuschmelzen. Er schnallte den Sturmhelm des Soldaten ab, setzte ihn auf den Boden, strich mit der Hand darüber hinweg und trat zurück. Die beiden Russen kauerten sich aufgeregt nieder. Der Blonde kam dem Lederhäutigen zuvor, stieß den Helm weg und nahm die Blume achtsam, mit kindlicher Glückseligkeit vom Boden auf.

Wunderbar. Karascho — klopfte er dem Ritter auf die Schulter. Ein Wunder — sagte jetzt auch der andere Russe. Um die drei Menschen war es plötzlich so friedlich, als wäre ringsherum die Welt versunken. Man vernahm keine Schüsse, nur die Kellerbewohner seufzten dann und wann auf und machten bereits Anstalten, aufzustehen und sich um den Ritter zu scharen.

Noch eine Gelbe — forderte der lederhäutige Russe. Nein! Nicht das! — rief der Blonde. Er lehnte sich gegen die Kellerwand, schob seinen Helm aus der Stirn und sah den Ritter an. Wohliges Behagen durchströmte seinen Körper. Seit einer Woche hatte er kaum einige Stunden geschlafen, er war erschöpft und abgekämpft. Das Spiel hatte jedoch seine Müdigkeit weggeblasen und in seiner Erinnerung keimte ein angenehmes Gefühl auf. Ihr Hauptmann. Josip Ignatowitsch, duldeten keinen Alkohol. «Laß die Ukrainer, diese Vieher, saufen!» pflegte er zu brüllen und jedem Betrunknen eine Kugel zu versprechen. Aber jetzt täte ein Schluck so gut. Er ließe ihn langsam durch die Kehle rinnen und danach könnten sie vielleicht ein Lied singen.

Keine Blumen — klopfte er auf seine Tasche — Wodka! Hierher!

Wodka! — echote der Lederhäutige. Der Ritter erstarrte, auf seinen Handflächen brach der Schweiß aus. Er trat zurück und stieß gegen die halboffene Kellertür.

Nicht Wodka, Blumen — sagte er heiser und griff zur Tasche des Blondes. Doch, Wodka! — stieß der Soldat seine Hand weg.

Die Spannung wurde unerträglich.

Wodka — wiederholte der Russe.

Der Ritter vermochte nicht zu sprechen und spürte, daß sich seine Beine verkrampften. Gib her! — schrie der Blonde. Sein Magen zog sich bereits vor Begierde zusammen.

Der Lederhäutige ergriff seine Waffe und legte auf den Ritter an. Mir gibst Du ihn, hier in meiner Tasche soll die Flasche sein — forderte er.

Nebel trübte die Augen des Ritters, sein Körper erschlaffte, auf der empfindungslosen Haut lief der Schweiß in Bächen herab.

Gib her! — schrie der Lederhäutige von neuem. Seine Stimme tönte schreckenerregend zwischen den Kellerwänden. Der Ritter bewegte sich hilflos.

Nein ... — brachte er kaum vernehmlich hervor.

Das Gesicht des Russen verzog sich und er drückte ab. Neun Schüsse blitzten auf. Der Körper des Ritters schwankte und sank im Bogen auf die Steine. Der Lederhäutige schulterte seine Waffe und stieß mit dem Fuß gegen den Leichnam.

Du Bösewicht!

Er wandte sich um, ergriff den Arm seines zögernden Gefährten und rannte in irrer Hast mit ihm davon. Die Bewohner saßen versteinert da, an ihren Schläfen pochte der Puls wie Hammerschläge. Der Arzt hustete dann erstickt auf und aus den beiden Frauen, als hätten ihre Kleider Feuer gefangen, brach entsetzt ein schriller Schrei hervor.